

Ulrich Gaier
(Konstanz)

«Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles.»

ABSTRACT. The aim of this essay is to explain the motto «Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles.» («We are nothing; what we search for is everything.»). This sentence can be shown to be essentially neoplatonic and central to Hölderlin's thought in the areas of ontology, theology, politics and poetics. Thus, Hölderlin joins his neoplatonic contemporaries Hamann, Lessing, Herder, Goethe, Novalis, and Schleiermacher.

Unsere Veranstalterinnen hätten den Satz, mit dem sie die Tagung betiteln, auch als Preisrätsel ausschreiben können. Ist er überhaupt von Hölderlin? Friedrich Schlegel hat von «annihilieren» gesprochen, meinte aber Bonaparte; der könne «Revolutionen schaffen und bilden und sich selbst annihilieren»¹. Bonaparte war weit entfernt, sich zu annihilieren, sondern schuf sich zu Napoleon, dem Unglück Europas. Hat Fichte den Satz gesagt? Immerhin hat er vom Nicht-Ich gesprochen, das ist aber weder Ich noch Wir: Nichts sind bloß die andern. Ist es Spinoza mit seiner Lehre vom Hen kai Pan? Lessing sagte doch nach der Lektüre von Goethes *Prometheus*-Ode: «Hen kai Pan, ich weiß nichts anders!»², und brachte damit seinen Freund Mendelssohn um. Denn, wie Hölderlin aus Jacobis Spinoza-Büchlein exzerpierte: «Der Geist des Spinoza mag wohl kein anderer gewesen sein, als das Uralte: *a nihilo nihil fit*. Dieses im abstraktesten Sinne genommen fand Spinoza, daß durch ein jedes Entstehen im Unendlichen, durch jeden

¹ Friedrich Schlegel: Werke in zwei Bänden. Bd. 1. Hrsg. von Wolfgang Hecht. Berlin; Weimar 1980: 422.

² Friedrich Heinrich Jacobi: Über die Lehre Spinozas in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn (1785). Hamburg 2000: 22.

Wechsel in demselben ein Etwas aus dem Nichts gesetzt werde»³. Damit sind wir bei Hölderlin, zunächst bei «Wir sind nichts». Das ist nach dem Zitat richtig, denn wenn man «Nichts» etymologisch als Nicht-Etwas versteht, haben wir Menschen im Anfang wie alles andere keine bestimmte Identität. Im Anfang ist Alles Eins, ein Chaos, Hen. «Was wir suchen, ist alles», d.h. Pan, und mit dem Alles suchen wir auch uns selbst, unsere Identität, unseren Charakter, unsere Persönlichkeit. Hölderlins Satz lehnt sich also an Lessing und Spinoza an. Lessing erkennt, dass Goethes Prometheus sich mythologisch selbst zum Nichts macht, indem er mythologisch lügt und damit den Grund seiner mythischen Existenz zerstört⁴. Lessing sagt deshalb, die Tendenz des Gedichts entspreche seiner Spinozistischen Überzeugung, weil sie in die Vernichtung, in die Auflösung des Individuums im Einen, im Hen führt.

Goethe hat die Ode *Prometheus* immer mit der Ode *Ganymed* begleitet. Während Prometheus gegen Zeus aufbegehrt, Menschen macht und sich damit zum Schöpfer aufwirft, Feuer aus dem Olymp stiehlt und doch Athene zur Belebung seiner Tonfiguren braucht, ist Ganymed kein Titan, sondern ein einfacher Königssohn, der sich als Hirte nützlich machen muss. Schön ist er, deshalb holt ihn die Morgenröte, die rosenwangige Göttin Eos, als Liebhaber in ihr Bett. Ganymed, mit seinen Schafen und Ziegen auf dem Felde, sehnt sich nach weiblicher Gesellschaft. Es kommt im Mythos die Eos und fährt mit ihm «umfangend umfängen»⁵ gen Himmel. Goethes Ganymed mit seiner sehnenen Liebe fühlt sich von allem angesprochen und gerufen – die Natur leuchtet ihm, die Nachtigall ruft ihn aus dem Nebeltal, er will kommen und weiß doch nicht wohin. Zeus, der für seine homoerotischen Bedürfnisse einen Mundschenk im Olymp braucht, schickt seinen Adler, der den Ganymed am Schlafittchen packen und bringen soll. Goethe aber mixt den Ixion-Mythos dazu, lässt den Nebel steigen und den

³ MA II: 40.

⁴ Vgl. Ulrich Gaier: Vom Mythos zum Simulacrum: Goethes «Prometheus»-Ode. In: «Lenz-Jahrbuch» 1.1991: 147-167.

⁵ Johann Wolfgang Goethe: Werke [Weimarer Ausgabe]. Hrsg. im Auftr. d. Großherzogin S. von Sachsen. Weimar 1887-1919 (im Folgenden zitiert als WA), Abt. I, Bd. 2: 80.

Ganymed einhüllen. Ixion war auf dem Olymp eingeladen gewesen und hatte sich gebrüstet, die Hausfrau Hera, seine Titanenschwester, zu vergewaltigen. Der allwissende Zeus war eigentlich ganz froh, dass nicht wie üblich er, sondern ein anderer Gewalt üben wollte, konnte es sich jedoch nicht leisten, bei einem Gastmahl ausgerechnet seine Frau unterlegen zu sehen, und formte aus einer Wolke ein Bild der Hera, auf das sich Ixion erwartungsgemäß stürzte, von Zeus vermöbelt und auf ein Rad geflochten wurde, um als Sonne auf einer täglich zu durchlaufenden Rennstrecke um die Welt rollen zu müssen. Goethes Ganymed rollt nicht, sondern wird geholt; die Wolken neigen sich seiner sehnenen Liebe, umhüllend den Hirten, der «umfangend umfängen» nach oben getragen wird und erst ganz spät merkt, dass er keine Hera, sondern den allliebenden Vater umarmt, den er wenigstens mit einem Busen ausstattet. Man wird der Verwirrung Ganymeds und des mythenkundigen Lesers die Caprice Goethes zugutehalten, derart viele verschiedene Mythen durcheinander zu mischen. Aber der Wahnsinn hat Methode: aus dem Wirrwarr der Vorstellungen schält sich siegreich die Liebe Ganymeds und die Gegenliebe des allliebenden Vaters heraus. *Amor Dei* heißt das bei Spinoza und meint gleichzeitig Liebe Gottes und Liebe zu Gott. Diese subjektiv-objektive Liebe ist in dem «umfangend umfängen» genau abgebildet. Noch mehr: diese Liebe erhöht den Amadeus Ganymed vom profanen Hirten zum Gottlieb, der im Himmel Nektar aus einem Weinschlauch in die Trinkschalen der Götter und Göttinnen pressen darf.

Es ist eine echt neuplatonische Liebe, die wechselweise den Liebenden und den Geliebten erhöht: das Liebende hat wie üblich ein gesteigertes Bild vom Geliebten und behandelt ihn oder sie, als wäre das Geliebte das Bild. Das Geliebte bemüht sich, so zu werden wie das Bild, und je besser das gelingt, desto schöner malt das Liebende das Bild des Geliebten. Schon diese Malkunst, noch mehr die Liebe zu dem gemalten Bild und dem bis zur Erschöpfung sich steigernden Geliebten steigert den Liebenden, noch mehr aber die Gegenliebe des Geliebten, und so weiter in einer endlosen Spirale. Polarität und Steigerung waren die großen Weltgesetze Goethes. Die fand er bei Spinoza, und dieser hatte sie bei Jehuda ben Isaak Abravanel, genannt Leone Ebreo (1460-1521) gelesen, der 1535 *Dialoghi d'amore* herausgab, eine

neuplatonische Gesprächsabhandlung. Sie war die Quelle für Spinoza, kommt aber tatsächlich von Plotin, dem Vater des Neuplatonismus. Auch bei Platon war die Liebe eines der meistbehandelten Themen, vor allem im *Symposion*, aber auch im *Phaidros*. Und Marsilio Ficino, der im Auftrag von Cosimo de' Medici den ganzen Platon übersetzte, und zwar neuplatonisch, schrieb einen Symposion-Kommentar mit dem Titel *De amore*⁶. Wie Platon lässt Ficino seine Freunde, die in der Platonischen Akademie bei Florenz mit ihm zusammen philosophierten und zum Teil auch lebten, eine Rede über die Liebe halten, die jeder gemäß seiner Kenntnisse, Berufstätigkeit, Interessen gestaltet – da sind Politiker im Dienste Lorenzo de' Medicis, Ärzte, Dichter, Rhetorik- und Poetik-Lehrer und Bischöfe. Jeder kommentiert mit seiner Rede eine Rede in Platons *Symposion*, wobei noch viel mehr Formen der Liebe erscheinen als bei Platon. Wenn Newtons Apfel zu Boden fällt, ist das nicht Physik, sondern Liebe; wenn wir Gott lieben und er uns, steigern wir uns weit über unsere Erkenntnis hinaus. Das alles liest man bei Ficino; man liest es auch bei Plotin und Proklos.

Auch Hölderlin las es. Sein Repetent Conz im Tübinger Evangelischen Stift, ein großer Griechen-Verehrer, empfahl ihm die Platon-Übersetzung und die Kommentare Ficanos, die er statt des griechischen Textes las. Dass er las, sieht man an einer Platon-Rhapsodie, die er im Juli 1793 an den «Herzensbruder» Neuffer schreibt und wo er wünscht, «doch einen Funken der süßen Flamme, die in solchen Augenblicken mich wärmt und erleuchtet, meinem Werkchen, in dem ich wirklich lebe u. webe, meinem Hyperion mitteilen zu können»⁷. Er versuchte es und spricht in der Vorrede zur vorletzten Fassung des Romans von der im Unendlichen liegenden «Periode des Daseyns [...], wo aller Widerstreit aufhört, wo Alles Eins ist», und der letzte Satz verkündet: «Ich glaube, wir werden am Ende alle sagen: heiliger Plato, vergieb! man hat schwer an dir gesündigt»⁸. *Divus Plato* heißt er im Titel der großen Übersetzungs-Ausgabe von Ficino.

⁶ Marsilio Ficino: Über die Liebe oder Platons Gastmahl. Übersetzt von Karl Paul Hasse, hrsg. und eingel. von Paul Richard Blum. Hamburg 1984.

⁷ MA II: 499.

⁸ MA I: 558f.

Jetzt sind wir da, wo ich auf einer exzentrischen Bahn hinzukommen strebe, nämlich beim *Hyperion*, genauer bei einer seiner Vorstufen, dem *Fragment von Hyperion*. Dessen zweitletzter Brief endet: «Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles»⁹. Fast als Gegensatz steht kurz vorher: «Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebst du nicht mich?»¹⁰. Zwischen diesen Sätzen klafft eine lange zeitliche Lücke, denn Hyperion, der Schreiber des Briefs, verließ sein «Vaterland, um jenseits des Meeres Wahrheit zu finden». Er fand nicht Wahrheit, aber Bellarmin, den schönen Deutschen, der auch suchte und nur Hyperion fand. Hyperion schreibt ihm jetzt die Briefe und erzählt von seinen Erlebnissen und Gedanken. Wenn es heißt: «Da ward ich, was ich jetzt bin», dann lässt sich das mit unserem Motto-Satz «Wir sind nichts» verbinden. Der Schreiber ist «nichts» geworden, Nicht-Etwas, wie schon gesagt. Der Schreiber ist nicht mehr Hyperion, sondern eine Stimme ohne Identität und Persönlichkeit, die nur noch dem Ruf aus der Natur antwortet und wie Goethes Ganymed liebt. Er weiß nicht, wen oder was er da liebt. «Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige seelige Thränen, die ich weine vor der verschleierte Geliebten»¹¹. Damit spielt Hölderlin auf das verschleierte Bild der Isis, der Großen Mutter Natur zu Sais an. Auch Schiller und Novalis haben den Mythos verwendet. Schillers Jüngling möchte «alles» wissen und den Schleier heben, aber da ist das Verbot: «Kein Sterblicher, sagt sie, rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe». Wer es vorher tut, hebe ihn «mit ungeweihter schuld'ger Hand», und der Priester warnt, der dünne Flor sei «für deine Hand Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen». Der Jüngling tut's und weiß danach: «Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld»¹². Diese ethische Deutung des Mythos ist

⁹ MA I: 509.

¹⁰ MA I: 508f.

¹¹ MA I: 509.

¹² Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe*. Bd. 1. Hrsg. von Eduard von der Hellen. Stuttgart; Berlin 1905: 207-210. Vgl. auch Schillers *Sendung Moses* (1790).

prophetisch und warnt die moderne Wissenschaft und Kriegstechnik. Im Mittelalter hatten Walther von der Vogelweide und Neidhart und ein Bildhauer im Straßburger Münster drastisch vor der Frau Welt gewarnt, von vorne schön und verlockend, von hinten mit von Schlangen, Maden, Würmern zerfressenem Rücken grässlich und ekelhaft anzusehen¹³. Novalis erzählt in *Die Lehrlinge zu Sais* das Märchen von Hyacinth, der Rosenblütchen sucht: Hyazinth

frug und frug und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süßeste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf reizenden Klängen und in abwechselnden Akkorden. Es dünkte ihm alles so bekannt und doch in nie gesehener Herrlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau, da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und Rosenblütchen sank in seine Arme.¹⁴

Auch hier geht es um Alles, das für den Neuplatoniker Novalis in jedem Einzelnen greifbar ist:

Der Staat und Gott, so wie jedes geistige Wesen, erscheint nicht *einzelnen*, sondern in tausend, mannigfaltigen Gestalten – nur pantheistisch erscheint Gott *ganz* – und nur im Pantheismus ist Gott *ganz* überall, in jedem einzelnen. So ist für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplemente. Jedes Du ist ein Supplement zum großen Ich. Wir sind gar nicht Ich – wir können und sollen aber Ich werden. Wir sind Keime zum Ich werden. Wir sollen alles in ein Du – in ein zweites Ich verwandeln – nur dadurch erheben wir uns selbst zum großen Ich – das eins und alles zugleich ist.¹⁵

¹³ Vgl. Ulrich Gaier: *Wanderpicturae und literarische Hieroglyphen im Mittelalter*. In: *Hieroglyphen. Stationen einer anderen abendländischen Grammatologie*. Hrsg. von Aleida und Jan Assmann. München 2003: 141-161.

¹⁴ Novalis: *Werke*. Hrsg. und komm. von Gerhard Schulz. 2. Aufl. München 1981: 112.

¹⁵ Ebd.: 465.

Es ließen sich noch mehr Parallelen zwischen Hölderlin und Novalis anführen; sie würden noch deutlicher zeigen, dass man Hölderlin mit Novalis und Novalis mit Hölderlin erklären kann.

Zurück zum *Fragment von Hyperion*. Der Knabe, der im letzten Brief immer wieder in die Sonne zu blicken sucht und sich mit schmerzdem Auge immer wieder abwenden muss, ist ein Bild von Hyperions immer wieder neu unternommener Suche nach Natur, Liebe, Eins, Alles, Gott. Was wir hier diskutieren, ist Hölderlins zu Lebzeiten bekanntester Text. Frau von Kalb, seine Arbeitgeberin zu Waltershausen im Grabfeld, hatte das *Fragment* mit seiner wichtigen Vorrede an Schiller geschickt, der das schon druckfertig daliegende Heft seiner Zeitschrift *Neue Thalia* mitsamt einem Aufsatz Friedrich Schlegels ausräumte und ein Hölderlin-Heft mit dem *Fragment von Hyperion* und dem Gedicht *Das Schicksaal* herausbrachte. Alle späteren Freunde Hölderlins hatten den Text gelesen, ob sie in Greifswald oder Stralsund, in Jena oder Stuttgart wohnten; manche schrieben den Text ab, wenn sie die Zeitschrift nicht behalten konnten. Der einzige andere Text, mit dem Hölderlin bekannt wurde, ist der Scheltbrief über die Deutschen im zweiten Band des *Hyperion* (1799); hier kann man hoffen, dass auch der Roman gelesen wurde. Hölderlins Freunde aus seiner Jenaer Zeit hatten jedenfalls das *Fragment* und den ersten Band gelesen. Von seinem Homburger Freund Sinclair 1798 zum Rastatter Kongress mitgenommen, traf er einige seiner Bekannten von den Jenaer Freien Männern, die inzwischen in diplomatischen Diensten bei verschiedenen Territorialfürsten standen. Die Freien Männer waren eine Gesellschaft von Studenten zunächst Reinholds, dann Fichtes, die sich in Jena regelmäßig trafen, Vorträge hielten und diskutierten. Sie hielten sich an Fichtes Vorlesung *Über die Bestimmung des Gelehrten*, wo der Philosoph ein lautes 'Raus aus dem Elfenbeinturm!' gerufen und jeden zur Arbeit für die Allgemeinheit und den Gemeingeist verpflichtet hatte. Viele dieser Freien Männer wurden deshalb Pädagogen, vor allem Herbart, aber auch Berger, Hülsen, Muhrbeck, zeitweilig Boehlendorff und natürlich Hölderlin. Andere wurden Diplomaten; besonders effektiv war Johann Smit aus Bremen, zunächst Geschichtslehrer und Stadtrat, dann Bürgermeister und Gründer Bremerhavens¹⁶. Hölderlin wurde wegen seines

¹⁶ Zu den Freien Männern allgemein siehe Felicitas Marwinski: «Wahrlich das Unternehmen

Freundes Isaac von Sinclair nicht bei den Freien Männern aufgenommen, weil Sinclair, mit dem er in einem Weinberghäuschen bei Jena wohnte, mit Recht revolutionärer Umtriebe bezichtigt wurde. Aber er beobachtete die Freien Männer aufmerksam, traf auch einige etwa bei seinem 'Mentor' Niethammer und gewann Boehlendorff zum Freund. Wie nahe manche der Freien Männer dem Denken Hölderlins standen, sieht man an einer brieflichen Äußerung Erich von Bergers: «Kein Etwas will ich seyn, sondern ein Alles, und weder ein Großes noch ein Kleines, sondern ein Unendliches, wie die Welt, welches ich auch zuweilen wirklich bin, nur nicht immer»¹⁷. Auch Jacob Zwilling, Freund Sinclairs und Muhrbecks, schrieb eine philosophische Skizze *Über das Alles*¹⁸. Und vor allem Casimir Ulrich Boehlendorff schrieb einen theologisch-anthropologischen Systementwurf, den ich erstmals transkribiert und analysiert habe. Er ist neuplatonisch und vollständig mit der Philosophie, Theologie und Anthropologie Hölderlins kompatibel. Boehlendorff schickte den Entwurf zusammen mit dem 1. Band des *Hyperion* an den Freien Mann Johann Rudolf Steck (1772-1805) nach Bern, der politisch besonders interessiert war. Steck war nach seinem Jura-studium schon im Berner Staatsdienst gewesen und wurde nach dem Einmarsch der Franzosen Generalsekretär der Helvetischen Regierung. Als er es wagte, gegen die Ausplünderung sämtlicher Berner Kassen durch den Commissaire Rapinat zu protestieren, wurde er 1798 entlassen und lebte mit seiner Familie als Landwirt in der Nähe von Bern. Boehlendorff schrieb ihm am 12. Mai 1799 aus Homburg:

Du mußt, mein Freund, im Arm Deiner Gattin für Dein künftiges Vaterland leben; mit Deinem jezzigen mag nun die Zeit ihr tragisches Spiel treiben – es ist kaum abzuwehren vielleicht – und wahrscheinlich

ist kühn...» Aus der Geschichte der Literarischen Gesellschaft der freien Männer von 1794/99 zu Jena. Jena; Erlangen 1992. Zu den für Hölderlin besonders relevanten Freien Männern siehe Ulrich Gaier: Die 'Freien Männer'. In: Hölderlin und die «künftige Schweiz». Hrsg. von Ulrich Gaier und Valérie Lawitschka. Tübingen; Eggingen 2013: 57-79. Dort noch weitere Literatur.

¹⁷ Brief an Herbart vom 16. Januar 1797, zit. bei Ulrich Krämer: «...meine Philosophie ist kein Buch». August Ludwig Hülsen (1765-1809). Leben und Schreiben eines Selbstdenkens und Symphilosophen in der Zeit der Frühromantik. Frankfurt/M. 2001: 117.

¹⁸ Vgl. Hölderlin Texturen 4. «Wo sind jetzt Dichter?». Homburg, Stuttgart. 1798-1800. Hrsg. von Ulrich Gaier u.a. Tübingen 2002: 29f.

kommt ein Moment, wo Du mit aller Krafft der That, des Worts auftreten kannst. Dann sey gerüstet – Auch ich – ich kann mich nicht entbrechen – mein künftiges – endliches Bürgerleben – als Bürger dieser künftigen Schweiz zu träumen.¹⁹

Wie kam es zu dieser Utopie? Schon für den Studenten Hölderlin war die Schweiz das «Land, der göttlichen Freiheit», in das er 1791 während der Semesterferien mit den Freunden Hiller und Memminger wanderte und nach der Rückkehr den Hexameterhymnus *Kanton Schweiz* schrieb²⁰. Die Schweiz wurde nicht wie Frankreich von Monarchen und guillotinierenden Mördern beherrscht, alle Länder rings um die Schweiz waren monarchisch oder despotisch regiert, auch das württembergische Vaterland. Johann Gottfried Ebel (1764-1830) hat 1795 Hölderlin die Hauslehrerstelle bei Familie Gontard vermittelt. Zuvor aber hatte Ebel zwei Jahre lang die basisdemokratischen Kantone der Schweiz durchwandert, nicht nur geologische, soziologische und ökonomische Beobachtungen gemacht, sondern auch das Funktionieren und die Verfallserscheinungen dieser Demokratien studiert, die sich am Ende des Mittelalters in oft blutigen Kämpfen (Appenzell, vgl. auch die Tellsage) ihre Unabhängigkeit von Adel und Geistlichkeit erstritten hatten. Ebels politisches Interesse geht auf seinen Aufenthalt in Paris zurück, wo er mit seinem Freund Oelsner zusammenarbeitete, dem Verfasser der in der Zeitschrift *Minerva* veröffentlichten berühmten *Briefe aus Paris*. Ebel arbeitete auch erfolgreich als Arzt und verkehrte mit dem Staatsrechtler Abbé Sieyès, der seinerzeit mit seiner Schrift *Qu'est-ce que le tiers-état?* die theoretische Grundlage für die Französische Revolution geliefert hatte und nur deshalb von Verfolgung verschont blieb. Enttäuscht über den Fortgang der Revolution entwickelte er eine 'Gesellschaftskunst' (*art social*), nach der jede staatliche Einheit die Verfassung haben sollte, die der Bevölkerung am meisten zusagte. Mit diesem Instrument sollte vermieden werden, dass Fürsten Verfassungen oktroyieren oder die Franzosen in den besetzten Gebieten den Menschen ihre *liberté* aufzwingen und, wenn sie sich

¹⁹ Zit. nach Ulrich Gaier: Die «künftige Schweiz», ihre politische und philosophische Begründung. In: Hölderlin und die «künftige Schweiz» (wie Anm. 16): 161-190, hier 161.

²⁰ *MA I*: 134-136.

wie in Nidwalden dagegen wehren, je zehn Mann hintereinander auf eine Stange spießen. Dies leuchtete Ebel ein, der nicht nur einen berühmten, im 19. Jahrhundert immer wieder auf den neuesten Stand gebrachten Reiseführer schrieb, sondern auch eine *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* in zwei Bänden 1798 und 1802. Darin beschrieb er unglaublich vielseitig die Alpenlandschaft – er war auf der Suche nach der Entstehung des Gebirges mit seinen verschiedenen Gesteinsarten –, die Lebens- und Verdienstweise der Bewohner, ihre ‘Umgangsvertraulichkeit’ mit den Tieren, und beobachtete eine Appenzeller Landsgemeindeversammlung mit dem Verfahren der Findung von Entschlüssen. Da hierbei zwischen der beschlossenen Verfassung und dem tatsächlichen Ablauf deutliche Diskrepanzen sichtbar waren, schrieb er einerseits die Verfassung mit allen Paragraphen, andererseits den Ablauf genau auf und stellte dabei kritisch die Ursachen für die Abweichungen dar: reiche Familien usurpieren die Ämter, einige Mitglieder manipulieren die Abstimmung, die Ordner zählen die Stimmen falsch und so weiter. Ebel wies auch darauf hin, dass in Glarus die Stimmbürger andere Bürger als Leibeigene hielten und dennoch behaupteten, im Kanton seien nur Freie. Ebel favorisierte die Landsgemeinde-Verfassung und warnte nur vor den Degenerationserscheinungen. Was er ebenfalls kritisierte, war das Fehlen einer Regierung, die im Notfall – etwa, wenn die Franzosen einmarschierten – das Kommando für eine gemeinsame Streitmacht übernehmen und alle Kantone verteidigen konnte. Die Schweiz war ein Staatenbund, wo jeder seine eigenen Interessen verfolgte; die mächtigen wie Zürich hatten im Randbereich, z.B. im Thurgau, sogenannte zugewandte Länder, die Steuern zahlen und sich Züricher Vögten unterwerfen mussten. Als die Franzosen kamen und Zürich bedrohten, schickte der Thurgau *pro forma* ein paar Truppen, aber zugleich betrieben die Brüder Brunschweiler die Loslösung vom Kanton Zürich, denn sie wollten ein radikalpietistisches Reich Gottes im Thurgau errichten²¹. Hölderlin als Hauslehrer beim mächtigsten Tuchherrn von Hauptwil, Anton von Gonzenbach, beobachtete dies alles und

²¹ Vgl. Hölderlin Texturen 5.1. «Unter den Alpen gesungen». Hölderlin als Hauslehrer in Hauptwil. Hrsg. von Ulrich Gaier. Tübingen 2008: 80-92.

wurde aus verschiedenen Ursachen nach ein paar Monaten entlassen. Politisch kam er zum gleichen Schluss wie Ebel: keine Monarchie, Despotie, Diktatur, sondern Demokratie, in der jeder Bürger eines Gemeinwesens gleiche Rechte und Pflichten hat, über die gemeinsamen Belange mitzuentcheiden. Durch diese Beobachtungen und Überlegungen fühlte sich Hölderlin als Staatsrechtler bestätigt, denn er hatte die moderne Demokratie erfunden. Die Athener, so schrieb er im ersten Band des *Hyperion* (1797), wuchsen nicht arm, nicht reich, nicht verzärtelt und nicht streng gezüchtigt auf, sie wurden einfach Menschen. «Laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm giebt, denn nur so wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch ist». «Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eigenen königlichen Gewalt»²². Der bei Plutarch festgehaltene Mythos von Theseus erzählt, dass Theseus, nachdem er unwissentlich den Tod seines Vaters verschuldet hatte, nicht König sein wollte. Er reiste in den unabhängigen Gemeinden Attikas herum und führte Einzelverhandlungen mit dem Ziel, dass jede Gemeinde Vertreter nach Athen entsendet, die eine Regierung für die gemeinsamen Aufgaben bilden sollte; in allen übrigen Belangen sollten die Gemeinden für sich selbst entscheiden. Das ist zwar ein Mythos, aber in der Verfassung des Solon 593 v. Chr. finden sich Aspekte der Bauernbefreiung und Einschränkung der Vorherrschaft des Adels, demokratische Wahlen, Selbstvertretungsrecht jedes Einzelnen. Das ist für Hölderlin die Verfassung der künftigen Schweiz: nicht mehr Staatenbund, sondern Bundesstaat mit freien Kantonen, die zu einer Zentralregierung Delegierte entsenden. Diese bleiben als Parlament am Sitz der Regierung und wählen einen Bundesrat, der bindende Entscheidungen treffen kann. Wegen der Besatzung durch die Franzosen und der Gegenwehr vor allem der katholischen Kantone dauerte es bis zum Ende des Sonderbundskriegs 1847, dass endlich 1848 die heutige *Confœderatio helvetica*, der Bundesstaat Schweiz gebildet werden konnte, genau nach dem System des Theseus.

Das alles hatten Hölderlins Freunde 1799 in Homburg diskutiert, Boehlendorff schickte den ersten Band des *Hyperion* an Steck mit dem Brief, in

²² MA I: 682f.

dem er von der «künftigen Schweiz» sprach. Der Band sollte auch dem berühmten Erzieher Fellenberg weitergegeben werden, der Hölderlin von Tübingen her kannte und der die empörte «Note» über die von den Franzosen in der Schweiz angerichteten Verwüstungen und Ausbeutungen an den Minister Talleyrand richtete, natürlich vergebens²³. Aber der Mythos von Theseus und die Ableitung der ganzen Kultur des Perikleischen Athen aus der «wundergroßen That»²⁴ wanderte in die Schweiz und wartete dort als großes Versprechen auf Verwirklichung. Es gab sogar Pläne in Schwaben, sich mit der Schweiz zu einer großen Republik Helvetien zusammenzuschließen; die Pläne fanden sich im Nachlass des Schweizer Erziehungsministers Paul Stapfer²⁵. Die regionalen Unterschiede waren so groß, dass auch da nur an eine bundesstaatliche Verfassung gedacht werden konnte. Das kam den Württembergern gar nicht neu vor, hatte doch *Württemberg* seit 1514 und endgültig seit 1550 eine konstitutionelle Monarchie (die einzige auf dem europäischen Festland) mit bedeutenden Rechten und Pflichten der württembergischen Bürger. Als Herzog Carl Eugen in den Kirchenkasten griff, um seine Mätressen, Sängerinnen und Tänzerinnen, die Oper in Ludwigsburg und seine Neubauten mit dem Geld der Landeskirche zu bezahlen, verstieß er damit gegen die Verfassung. Landtagspräsident und Rechtskonsulent Johann Jakob Moser reichte Verfassungsbeschwerde beim Reichshofrat in Wien ein, wurde von Carl Eugen ohne Anklage und Prozess unter inhumanen Bedingungen auf dem Hohentwiel viereinhalb Jahre eingesperrt, bis eine Anzahl deutscher Fürsten den Carl Eugen so unter Druck setzten, dass er Moser freiließ. Auch das auffällig zögerlich arbeitende Verfassungsgericht musste schließlich 1770 ein Urteil fällen: die Bürger haben Recht, Carl Eugen muss den Erbvergleich schwören, d.h. er und seine Nachfolger müssen künftig die Verfassung einhalten. Das haben die Nachfolger bis zum Amtsantritt des Herzogs, Kurfürsten, ab 1806 Königs Friedrich eingehalten,

²³ Vgl. Ulrich Gaier: Hölderlin: Vordenker der «künftigen Schweiz». Konstanz 2014: 19-24.

²⁴ *MA I*: 683-687.

²⁵ Vgl. Gaier: Die «künftige Schweiz», ihre politische und philosophische Begründung (wie Anm. 19): 168f.

der in Preußen aufgewachsen und dem es deshalb undenkbar war, dass Bürger überhaupt auf die Idee kommen konnten, ihn zu etwas zu verpflichten und gar in seine Regentenwillkür hineinregieren zu wollen. Das Land gehörte ihm, basta. Der Landtag schickte 1798 eine Delegation zum Kongress nach Rastatt unter der Führung des 'letzten Altwürttembergers' Georgii, Mörikes Onkel, um mit den Franzosen Sonderverhandlungen zu führen. Aber die Franzosen ließen auch hier nur ihre eigene *liberté* gelten und benutzten die Delegation, um Friedrich den dicken und fast 2 Meter großen von seinen exorbitanten Forderungen herunter zu verhandeln²⁶. Hölderlin, den sein Freund Sinclair, der für Hessen-Homburg verhandelte, dorthin mitnahm, wurde in Rastatt mit Friedrich Gutscher bekannt, dem Verfasser mehrerer sogenannter Landtagsschriften. In einer derselben, *Über die Pflichten und Rechte des württembergischen Bürgers, in gemeinnützigem Auszug aus den Landesgesetzen, Landesgrundverträgen, Rescripten ec. Ein Versuch über die Güte der Württembergischen Verfassung*, weist er nach, dass die württembergischen Bürger schon längst die Verfassung hätten, für die die Franzosen eine Revolution gebraucht und im Viertelstundentakt Köpfe abgeschnitten haben. Hölderlin hielt Gutscher für einen «vernünftigen Mann» und gab ihm und seinem Kollegen Frisch in Stuttgart Privatvorlesungen²⁷.

Die wundergroße Tat des Theseus erzeugt in Athen nicht nur ganze, göttlich schöne Menschen.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. [...] Der Schönheit zweite Tochter ist die Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen.²⁸

²⁶ Vgl. Ulrich Gaier, Monika Küble: *Der politische Mörike und seine radikalen Freunde*. Göttingen 2019: 9-19.

²⁷ Vgl. Gaier u.a. (Hrsg.): Hölderlin Texturen 4 (wie Anm. 18): 357-359.

²⁸ *MA I*: 683.

Die «seelige Einheit», das Eine, heißt hier Schönheit, weil der Kosmos das Wohlgeordnete, Schöne ist: «Denn im Anfang war der Mensch und seine Götter Eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. – Ich spreche Mysterien, aber sie sind»²⁹. Ganz klar haben wir hier das neuplatonische Eine, das Alles und deshalb auch Schönheit ist. Das Eine ist undenkbar, unaussprechbar, also Mysterium. Darüber schreibt auch Novalis:

Über die allgemeine n-Sprache der Musik. Der Geist wird frei, *unbestimmt* angeregt – das tut ihm so wohl – das dünkt ihm so bekannt, so vaterländisch – er ist auf diese kurzen Augenblicke in seiner indischen Heimat. [...] Unsre Sprache – sie war zu Anfang viel musikalischer und hat sich nur nachgerade so prosaisiert – so enttönt. [...] Sie muß wieder Gesang werden.³⁰

Was Novalis mit «Gesang» anspricht, ist Stimme, die Klopstock, Goethe und Hölderlin in ihren freimetrischen Gedichten mit unterschiedlichen Stimmungswerten wie z.B. «zu der fertilgenden»³¹ mit dem Stimmungswert «heftig»³² singen ließen³³. Klopstock unterschied noch weitere Formen des Akzents, d.h. Beigesangs, wie etwa sanft, munter, feierlich, ernstvoll, unruhig, und so konnten er selbst, Goethe, Hölderlin und Novalis ihre Dichtungen den Wortsinn unterstützend oder konterkarierend komponieren.

Ganz präzise heißt es im Psalm 19, 4 von der Herrlichkeit, d.h. der Erscheinungsweise Gottes: «Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre». Wenn Sprache und Rede nicht geschrieben, sondern gesprochen werden, sind sie durch Stimme hörbar, und Stimme ist Erscheinungsweise Gottes, womit auch auf den Atem Gottes verwiesen wird, der

²⁹ Ebd.

³⁰ Novalis: Werke (wie Anm. 14): 456.

³¹ Friedrich Gottlieb Klopstock: Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. Werke IX, 1. Hrsg. von Horst Gronemeyer und Klaus Hurlbusch. Berlin; New York 2019, S. 321.

³² Ebd.

³³ Vgl. Ulrich Gaier: Freie Kraft. Auf dem internationalen Symposium *Die Freiheit... aufzubrechen... 1770-2020 Hölderlin Hegel Beethoven* (Universität Wien, 4.-7. März 2020) gehaltenen Vortrag. Dort auch Analysen von Dichtungen Klopstocks, Goethes und Hölderlins.

die Seele in den Menschen bläst. Alle Menschen müssen mit Stimme sprechen, sie beseelt jedes gesprochene Wort und macht es im Prinzip zur Erscheinung Gottes. Deshalb beginnt Klopstock seinen *Messias* mit ‘Sing, unsterbliche Seele’, Vergil seine *Aeneis* mit *Arma virumque cano*, und Homer seine *Ilias* mit ‘Singe mir, Muse’ (*aeide thea*), wie auch Hesiod seine *Theogonie* mit ‘Lasst uns die Helikonischen Musen besingen’ (*aeidein*). Auch für die Wirkung ist die Stimme entscheidend: lat. *carmen* ist Lied, Gedicht, Zauberspruch, und was ist Rhetorik anders als der Einsatz von Stimme; wenn man nichts zu sagen hat, haut man wenigstens aufs Pult³⁴. Umgekehrt ist Mystik Verzicht auf Wahrnehmung, Vorstellung, Gedanke, Ich; nur das Erfülltsein mit der inneren Stimme gilt und wird gesucht. «Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles». Wir entsagen unserem Ich und hören die Stimme des Alles und des Einen. Das ist Religion, neuplatonisch, konfessionslos. Auch Schleiermacher hat in seinen *Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern* (1799) neuplatonisch angefangen: «Die Religion lebt ihr ganzes Leben auch in der Natur, aber in der unendlichen Natur des Ganzen, des Einen und Allen. [...] Praxis ist Kunst, Spekulation ist Wissenschaft, Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche». Und in einer Anmerkung: «Lernt an Spinoza, daß man fromm sein muß, um philosophieren zu können»³⁵. Sinn und Geschmack ist nicht Wissen, sondern demütiges Nichtwissen und Bewusstsein des Nichtwissenkönnens. Das weiß auch Faust (V. 364), aber er ist nicht demütig, sondern will mit Hilfe der Magie Gott werden, was ihm bloß den höllischen Mephistopheles und kein brauchbares Wissen bringt. Er kann nicht, wie Goethe sagt, das Unbekannte ruhig verehren, oder, wie Herder sagt, mit dem Nichtwissen zufrieden sein und mit dem bisher Erfahrenen zuversichtlich in die Welt hineingehen, auf die Gefahr hin, dass die Erfahrung falsch war oder dass die Welt sich ändert³⁶. Beim Neuplatoniker gibt’s auch keine Erbsünde; der sogenannte Sündenfall ist

³⁴ Vgl. Ulrich Gaier: Wozu braucht der Mensch Dichtung? Anthropologie und Poetik von Platon bis Musil. Stuttgart 2017: 14-18.

³⁵ Friedrich Schleiermacher: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Hrsg. von Rudolf Otto. 6. Aufl. Göttingen. 1967: 50f.

³⁶ Vgl. Gaier: Freie Kraft (wie Anm. 33), über Herders Erkenntnistheorie.

das Risiko, das der Mensch auf sich nahm, außer seinen Schranken, sich zu erweitern, Erkenntnisse zu sammeln, fremde Früchte zu genießen, andern Geschöpfen nachzuahmen, die Vernunft zu erhöhen und selbst ein Sammelplatz *aller* Instinkte, *aller* Fähigkeiten, *aller* Genußarten seyn zu wollen, zu seyn wie Gott (nicht mehr ein Thier) u zu wißen p.³⁷

«Was wir suchen, ist alles». Auch Herder ist von seinen frühesten Schriften an Neuplatoniker³⁸; zwar schrieb er *Briefe, das Studium der Theologie betreffend* (1781), aber seine Schrift *Gott. Einige Gespräche* (1787) ist rein neuplatonisch. Für seine wichtigste Arbeit hielt er die *Älteste Urkunde des Menschengeschlechts* (1774-1776), in der er die Schöpfungsgeschichte (1Mos 1) naturphilosophisch und anthropologisch interpretierte und auf die noch ältere altpersische Religion zurückführte, die ihrerseits Platon, die Neuplatoniker Plotin und Proklos, den Evangelisten Johannes und den Briefschreiber Paulus inspiriert hat. Hölderlin hat in Tübingen Vorlesungen unter anderem über den Neuplatoniker Proklos gehört³⁹ und selbstverständlich den von Ficino übersetzten Platon studiert. Ficino versuchte einen christlichen Neuplatonismus in seinem mit den Übersetzungen und Kommentaren zusammen veröffentlichten Werk *Theologia Platonica de animorum immortalitate* (1491), was ihn vor der Verbrennung, nicht aber vor den skeptischen Blicken orthodoxer christlicher Theologen schützte. Im Neuplatonismus steht ganz oben das undenkbbare unvorstellbare Eine⁴⁰, dem man sich nur durch Liebe nähert, und das sich in Liebe zum Geist, zur Seele und zur Natur

³⁷ Johann Gottfried Herder: Briefe. Bd. 1. Hrsg. von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold. Weimar 1977: 98 (Brief an J.G. Hamann vom April 1768). Vgl. Ulrich Gaier: Hamanns und Herders hieroglyphische Stile. In: Johann Georg Hamann Autor und Autorschaft. Hrsg. von Bernhard Gajek. Frankfurt/M. 1996: 177-195, hier 191.

³⁸ Vgl. Ulrich Gaier: Herder's Early Neoplatonism. In: Herder's Essay on Being. A Translation and Critical Approaches. Ed. by John K. Noyes. New York 2018: 162-182.

³⁹ Vgl. Michael Franz: Tübinger Platonismus. Die gemeinsamen philosophischen Anfangsgründe von Hölderlin, Schelling und Hegel. Tübingen 2012.

⁴⁰ Vgl. Werner Beierwaltes: Denken des Einen. Studien zur neuplatonischen Philosophie und ihrer Wirkungsgeschichte. Frankfurt/M. 1985, in diesem Band mehrfach dargestellt.

herunterlässt. Da ist an religiöse Vorstellungen nicht zu denken. Der Geist denkt *agalmata*, geschliffene Edelsteine, die nach allen Seiten Gedanken und Ideen ausblitzen. Die dem Geist zugewandte Seele stellt sich Menschen-, Tier- und Pflanzenformen vor, denen die Naturseele Gestalt gibt und die die Natur verwirklicht, indem sie in die seellose Materie hinuntergreift und die Formen und Gestalten mit Vergänglichem füllt. Denken und Vorstellen können weder das Eine noch die *agalmata* fassen, aber die Geistseele kann sich heilige Bäume wie etwa die Weltesche Yggdrasil vorstellen, heilige Tiere wie die *ouroboros*-Schlange, die sich in den Schwanz beißt, um sich zu ernähren, heilige Menschen wie den Adam, dem in einer Notoperation unter Narkose eine Rippe entnommen wird, damit er eine Frau bekommt, die ihm schön untertan ist, denn Lilith, die die Elohim wie Adam am sechsten Tag erschaffen haben, saugt Männer an ihrem wichtigsten Körperteil aus. So frauenfeindlich ist man bei den Griechen nicht; Götter und Menschen lachen bloß homerisch, wenn der lahme Schmied Hephaistos den Ares und die Aphrodite *in flagranti* mit seinem Stahlnetz ans Bett fesselt und Empörung fordert. Da sieht man: die Griechen konnten Mythen dichten, wenn ihnen etwas komisch oder unerklärlich vorkam. Hamann und Herder machten sich Gedanken über eine neue Mythologie, die etwa aus den Erkenntnissen der Naturwissenschaft gewonnen werden kann: «Mythologie hin! Mythologie her! Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur – und Nieuwentyts, Newtons und Buffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeschmackte Fabellehre vertreten können?» So schreibt Hamann in der *Aesthetica in nuce* (1762), meint aber, die Poeten hielten das für «unmöglich», weil ihnen nach Hamanns Ansicht die Leidenschaft, sinnliche Erfahrung und Vorstellungskraft fehlt, die die «mordlügenrische Philosophie» mitsamt der Natur «aus dem Wege geräumt» hat⁴¹. Herder war sich dieses Dichtungsproblems bewusst, arbeitete in seinen Fragmenten *Über die neuere deutsche Literatur* an der Verbesserung des sinnlichen Wahrnehmens und der starken Gefühle andererseits und suchte so, Wechselwirkung von Denken

⁴¹ Johann Georg Hamann: Sokratische Denkwürdigkeiten. *Aesthetica in nuce*. Hrsg. und komm. von Sven-Aage Jørgensen. Stuttgart 1968: 111, 113.

und Sprechen vorausgesetzt, den Deutschen ein vollständiges Denken und eine rundum ausdrucksfähige Sprache anzuerziehen. Da er zunächst auch nicht wusste, wie man die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaften mythologisch darstellen kann, schrieb er im dritten Teil der *Fragmente* ein Kapitel *Vom neuern Gebrauch der Mythologie*, in dem er vorschlug, alte Mythen neu und so zu erzählen, dass das Alte hörbar bleibt, aber durch neuen Geist, moderne Bilder, zeitgenössische Beobachtungen erneuert wird. Dieses Verfahren wandte Goethe bei der «verteufelt humanen»⁴² *Iphigenie auf Tauris* und beim *Reineke Fuchs* erfolgreich an. Alte Form und moderner Inhalt leistet dasselbe bei den *Römischen Elegien*. Herder sah bald, dass er wirklich neue Mythologie dichten musste, und schrieb in enger Zusammenarbeit mit Goethe die *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, wo schon im Titel Philosophie den Verstand mit seinen Begriffen, Geschichte die beobachtbaren Tatsachen, Ideen die Bilder der Einbildungskraft und Mythen signalisieren, die Verstand und Sinnlichkeit verbinden. So sagt Herder im 1. Buch, Kap. 6, mit den großen Flüssen habe die Natur die Kulturgeschichte der Menschheit auf der Erdoberfläche vorgezeichnet: von der Mündung her siedeln und kultivieren die Menschen immer weiter den Fluss hinauf, machen ihre Erfahrungen, machen sich Gedanken und verehren den Fluss als lebenspendenden Bewässerer ihrer Felder. Wie viele Flussgötter gibt es bei den Griechen! So entstehen Mythen und Religionen.

Das weiß auch Hölderlin, der im *Fragment philosophischer Briefe*⁴³ sagt: «So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch». Und zwar deshalb, weil jeder «seinen eigenen Gott [hat], insoferne jeder seine eigene Sphäre hat, in der er wirkt und die er erfährt». Die Vorstellung, die sich da in der Sphäre bildet, kann «aus einem leidenschaftlichen übermüthigen oder knechtischen Leben» hervorgehen; der Geist der Sphäre trägt dann «die Gestalt des Tyrannen oder des Knechts». Dass solche Vorstellungen gebildet werden müssen, liegt daran, dass der Geist einer Sphäre weder mit dem Verstand noch mit den Sinnen, «weder intellectuell noch historisch, sondern intellectuell

⁴² Brief von Johann Wolfgang Goethe an Friedrich Schiller vom 19. Januar 1802. WA, Abt. IV, Bd. 16: 10.

⁴³ MA II: 51-57. In der *StA* heißt der Aufsatz *Über Religion*.

historisch, das heißt *Mythisch*» gefasst werden muss. Und Hölderlin, der seinen Homer und Herders *Ideen* mehrfach gelesen hat, personifiziert den Rhein, die Donau, den Vater Gotthard, der nach allen vier Himmelsrichtungen Flüsse entsendet und halb Europa bewässert und deshalb in der *Rhein-Hymne* als «Burg der Himmlischen» bezeichnet wird. Später noch sieht er die Erdoberfläche personifiziert und sinnvoll gestaltet: «Nemlich Gebirg / geht weit und streket, hinter Amberg sich und / Fränkischen Hügeln. Berühmt ist dieses. Umsonst nicht hat / Seitwärts gebogen Einer von Bergen der Jugend / Das Gebirg, und gerichtet das Gebirg / Heimatlich»⁴⁴. «Und die Rippe töneth / Des sandigen Erdballs in Gottes Werk / Ausdrücklicher Bauart»⁴⁵. Die Landschaft ist «nicht gar unmündig»⁴⁶, aber im «Winter» stehen die Mauern «sprachlos und kalt»⁴⁷. Das sind mythische Landschaften, die sich über die ganze Erde ziehen und manchmal den Nahbereich des Winkels von Hahrtdt und des Römischen tönenden Spitzbergs bei Tübingen sprechen lassen. Noch der Kranke weiß: «Die Linien des Lebens sind verschieden / Wie Wege sind, und wie der Berge Gränzen. / Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen / Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden»⁴⁸.

⁴⁴ MA I: 421.

⁴⁵ MA I: 433.

⁴⁶ MA I: 446.

⁴⁷ MA I: 445.

⁴⁸ MA I: 922.